

dlv



Wilhelm Busch

# *Unter Menschen*

Kleine Erzählungen  
Fünfter Band



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

5. überarbeitete Auflage 2021

© by CLV  
Christliche Literatur-Verbreitung  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
[www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256669  
ISBN 978-3-86699-669-4

# *Inhalt*

Der Hut	7
»Welt ging verloren ...!«	10
Der Brief aus der Heimat	13
Das Lied	15
Zu spät	18
Die Schallplatte im Kopf	21
Beinahe hätte ich Prügel bekommen	24
»Der aufschließt ...«	28
Neues Jahr – neues Leben	33
Wo nahm Kain seine Frau her?	36
»Geh weg, Papa!«	40
Charlotte	44
Arm in Arm mit einem Mörder	46
Der Text für die Taufrede	50
Theologische Vorlesung auf dem Zechenhof	53
»Sogar im Spind ...«	55
Es gab auch manchmal etwas zum Lachen	57

»Doch, da kann ich mitreden!«	61
Zwischen Tod und Leben	65
»Christos woskres« und Ostergelächter	69
Schrecken und Zucker	72
Echo	75
Ein seltsamer Besuch	80
Die verlorene Tasche	84
Der Tröster	88
Die Schale ist schwer genug	90
Gott fragt uns nach dem Bruder	92
»Büffel und Schweine«	95
Jesus in Berlin	99
Jesus beim Straßenbau	103
Nur ein Strich	105
Erlebnisse mit Mesnern	107
Dämonen in der Silvesternacht	113

## *Der Hut*

In meiner Heimatstadt Frankfurt am Main war eine große jüdische Gemeinde.

Die zog uns als Jungen merkwürdig an. Es lag etwas Geheimnisvolles über dieser fremden Welt.

Einmal durften wir sogar einen alten Rabbiner besuchen, der in einem der verwinkelten, sehr schmalen Häuschen der Frankfurter Altstadt wohnte. Da zeigte er uns ein genaues Modell des salomonischen Tempels, das er in jahrelanger Arbeit angefertigt hatte. Während er uns alles erklärte, spürten wir Jungen etwas von der Sehnsucht dieses zerstreuten Volkes nach dem Heiligtum Gottes.

So ist es nicht verwunderlich, dass wir eines Tages am Sabbat in die Altstadt zogen, um an einem ihrer geheimnisvollen Gottesdienste teilzunehmen.

Aber leider ergab sich nun eine Schwierigkeit. Die Juden halten es umgekehrt wie wir: Wir nehmen in der Kirche den Hut ab – in der Synagoge dagegen darf kein Mann erscheinen, ohne dass er einen Hut auf dem Kopf hat.

Wir Jungen aber trugen keine Hüte. Es war für uns damals geradezu Ehrensache, ohne eine Kopfbedeckung herumzulaufen.

Da standen wir nun vor der Synagoge. Und ein kleiner, alter, ernster Mann erklärte uns, dass wir ohne Hut auf keinen Fall die Synagoge betreten könnten.

Hier war guter Rat teuer. Umkehren mochten wir nicht. Schließlich hatten wir diese Expedition doch lange besprochen und geplant. Sollte sie nun so kläglich scheitern?

Der kleine, alte, bärtige Mann sah, dass es uns ernst war mit dem Besuch der Synagoge und dass es sich nicht nur um einen spaßigen Einfall handelte. So trat er noch einmal zu uns und erklärte, er könne uns für die Dauer des Gottesdienstes Hüte vermieten, wenn wir ihm für jeden Hut einen Groschen Miete bezahlen wollten.

Da wurde große Kassenrevision gehalten. Und als sich herausstellte, dass genug Geld vorhanden war, gingen wir auf den Handel ein.

Der Mann brachte die Hüte. Ich denke, es waren abgelegte Kopfbedeckungen der vielen, vielen Rabbis, die hier gewirkt hatten: große, breitrandige, schwarze Deckel. Es war gut, dass wir Ohren am Kopf hatten, sonst wären uns die Hüte über das Gesicht gerutscht.

Aber mit den schwarzen Hüten kam eine feierliche Stimmung über uns.

So betraten wir die Synagoge. Andächtig machten wir den Gottesdienst mit. Und beim Ausgang gaben wir die Gottesdienst-Hüte wieder ab. –

Seitdem habe ich oft an diese Hüte denken müssen.

Wenn ich unsere lieben Christenleute im Gottesdienst sehe, machen sie alle einen so frommen und gottgefälligen Eindruck. Und sie singen die Glaubenslieder, in denen sie versichern, dass nichts sie vom Herrn Jesus trennen könne, auch wenn die Welt unterginge. Sie haben gleichsam feierliche »Glaubenshüte« auf.

Aber wenn der Gottesdienst zu Ende ist, geben sie den »Glaubenshut« schnell ab. Dann sind sie wie alle anderen Leute: Sie zanken und streiten, sie dienen dem Mammon, sie folgen ihren



Lüsten, und sie vergessen ganz den Heiland, der für sie starb. Sie leben ihren Alltag ohne den Erlöser. Das ist schlimm.

Wir sollten unseren »Glaubenshut« auch außerhalb des Gottesdienstes tragen.

## »Welt ging verloren ...!«

**E**s war im Jahre 1915. Als blutjunger Kriegsfreiwilliger stand ich an der Front. Wir lagen am Kanonenberg in der Champagne in einer trostlos zerstörten Gegend.

Am Tag vor Weihnachten kam Post. Ich bekam auch ein Päckchen. Unter allerlei lieben Gaben war da ein gelber Wachsstock. »Kinder, wir machen uns einen Weihnachtsbaum!«, hieß es, als man den Wachsstock in meiner Hand sah.

Am Morgen des Heiligen Abends zog ich mit meinen Kameraden los, um einen Weihnachtsbaum zu suchen. Wie glücklich waren wir, ein kleines grünes Sträuchlein zu finden! Mit großer Liebe pflanzten wir es in eine Konservenbüchse. Mit mehr Geduld als Geschick wurde der Wachsstock zerschnitten und jedes Lichtlein mit einer Stecknadel an einen Zweig gespießt.

Und dann kam der Heilige Abend. Draußen war es ruhig. Nur hier und da bellte ein verlorener Schuss durch die Nacht. Jetzt sollte unsere Feier losgehen.

Ach, sie missriet völlig! Am Nachmittag war uns eine große Korbflasche Schnaps geliefert worden. Diesem Gift hatten die Männer schon kräftig zugesprochen, sodass ein böser Geist herrschte.

Ich versuchte zu retten, was zu retten war. Die Kerzen wurden angesteckt, und ich bat: »Lasst uns ein Lied singen!«

Da war nun einer, der wollte uns mit dem Lichterbäumlein fotografieren. Bis der endlich alles aufgebaut hatte, waren die kleinen Kerzen ausgebrannt. Dafür war der Unterstand voll beißenden Qualms vom Blitzlicht.

Ach, es missriert alles! Warum? Ich denke heute, wir waren alle heimwehkrank an jenem Abend.

Kurz: Es war trostlos.

Und ich lief schließlich in Zorn und Schmerz aus dem Unterstand.

Draußen umfing mich sternhelle Nacht. Weiß leuchtete die aufgewühlte, zerschossene Kalkerde.

Armes Land! Hier waren einst reiche Felder und Gärten.

Dort unten in der Mulde hatte ein Dorf gelegen. Jetzt zeugten nur noch einige kahle Obstbäume davon. Selbst die Trümmer waren verschwunden, für den Straßenbau verwendet worden.

Vor zwei Jahren hatten dort fröhliche Menschen Weihnachten gefeiert.

Wo sind sie nun, die Heimatlosen?

Da höre ich ein Geräusch. Aus dem Offiziersunterstand, der ein paar Schritte von mir entfernt liegt, kommt jemand heraus. Er sieht mich nicht, weil ich im Schatten stehe. Aber ich kann ihn deutlich erkennen. Es ist ein Oberleutnant, der mir immer mächtig imponiert hat. Lange steht er und schaut in die trostlose Nacht.

*Sieh mal an, denke ich, dem geht's wie mir. Im Offiziersunterstand sind sie wohl auch alle betrunken. Und jetzt geht auch ihm der ganze Jammer des Krieges auf, dass er ihn fast nicht mehr ertragen kann.*

Doch – was hat er denn da? Er zieht unter seinem Umhang ein blitzendes Horn hervor, setzt es an die Lippen. Und nun klingt es unendlich weich und seltsam über das zerschossene, zerstörte Tal:

»O du fröhliche, o du selige,  
Gnadenbringende Weihnachtszeit ...«

Sein Blasen zwingt mich förmlich, den Text leise mitzusprechen.

Und alles empört sich in mir. *Nein! Nein!*, schreit mein Herz. *Es ist nicht wahr! Hier ein zerstörtes Dorf. Jedes verwüstete Haus ein Strom von Herzeleid. Und dort die trunkenen, heimwehkranken Männer.*

*Und zu Hause die weinenden Frauen, Kinder, die nach ihren Vätern rufen – Blut, Sterben, Jammer ... Wie kannst du so blasen: »O du fröhliche ...?«*

Aber er bläst ruhig weiter.

Und es klingt klagend:

»Welt ging verloren ...«

Ja, denke ich, das ist nun ganz und gar wahr. So habe ich das noch nie empfunden und gesehen.

»Christ ist geboren ...«,

bläst er in meine Gedanken hinein. So hell, so jubelnd, so schmetternd, dass ich aufhorche.

»Christ ist geboren!

Freue, freue dich, o Christenheit!«

Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Das ist Weihnachten, das und nichts anderes:

»Welt ging verloren – Christ ist geboren!

Freue, freue dich, o Christenheit!«

## *Der Brief aus der Heimat*

**D**as Bähnlein ratterte durch die Nacht in die Berge hinein. In fürchterlichem Gedränge saß ich neben meiner Mutter und überlegte mir, ob ich ihr wohl sagen sollte, was mich bedrückte. Sie hatte mich in Tübingen abgeholt, wo ich Theologie studierte. Und nun fuhren wir zusammen zur Schwäbischen Alb.

Schließlich fasste ich mir ein Herz: »Weißt du, Mama, ich habe gar keine rechte Freude mehr an der Bibel. Ich finde da so viele unverständliche und schwere Dinge. Es sind so viele Widersprüche und Unbegreiflichkeiten, die dieses Buch für einen Modernen doch reichlich ungenießbar machen.«

Meine Mutter lacht hell auf: »Das liegt daran, dass du die Bibel ganz verkehrt liest.«

Etwas beleidigt fahre ich auf, sodass ein Mann neben uns erstaunt die Zeitung sinken lässt. »Ja, wie soll ich sie denn lesen? Ich lese sie im hebräischen und griechischen Urtext. Ich lese Kommentare. Ich höre Vorlesungen ...«

Die Mutter legt mir beschwichtigend die Hand auf den Arm: »Ich will dir mal ein Beispiel erzählen. Weißt du noch, wie du im Krieg fast zwei Jahre lang ununterbrochen im Feld warst, ohne dass du einen Urlaub bekamst? Ich schrieb dir damals regelmäßig von den Ereignissen zu Hause. Und dann kam eines Tages ein Brief von dir, den ich nicht vergessen habe. Du schriebst: »Ich höre in euren Briefen von Lebensmittelkarten, vom Hamstern, vom Schlangestehen. Ich verstehe das alles nicht. Hat sich denn bei euch alles so verändert?« Und dann kam der Satz, der mich

so sehr bewegt hat: »Wie lange und wie weit bin ich von euch weg, dass ich die Briefe aus der Heimat gar nicht mehr verstehen kann!«

Ich nickte. »Ja, ja, ich kann mich erinnern. Aber was hat das mit der Bibel zu tun?«

»Siehst du«, fährt die Mutter fort, »du hast damals nicht gesagt: »Die Briefe meiner Mutter sind für mich modernen Menschen ungenießbar.« Du hast auch nicht gesagt: »In den Briefen meiner Mutter stehen Widersprüche und unsinnige Dinge.« Du hast nur einfach gesagt: »Wie lange und wie weit bin ich von zu Hause weg, dass ich die Briefe aus der Heimat nicht mehr verstehen kann!«

Ich beginne zu begreifen. Aufmerksam höre ich der Mutter zu.

»Die Bibel ist auch ein Brief, mein lieber Sohn. Sie ist ein Brief des lebendigen Gottes aus der ewigen Heimat – an dich geschrieben. Wenn du diesen Brief nicht mehr verstehen kannst, darfst du die Schuld nicht bei dem Brief suchen. Es liegt an dir selbst. Du musst sagen: »Wie entsetzlich weit bin ich von meinem himmlischen Vater weggekommen, dass ich seinen Brief nicht mehr verstehen kann! Jetzt will ich mich erst recht hineinvertiefen, und ich will meinen himmlischen Vater darum bitten, dass er mir durch seinen Heiligen Geist hilft, den Brief aus der Heimat verstehen zu lernen.«

Von da an war es zwischen uns sehr still, bis das Bähnlein in Urach hielt.

Aber den Rat der Mutter habe ich nicht mehr vergessen.

Er hat mir den Weg in die Bibel hinein gezeigt.

## *Das Lied*

**A**ls ich kürzlich über den lauten und belebten Platz am Essener Hauptbahnhof ging, sah ich ein Trüpplein junger Leute in der Uniform der Heilsarmee, die unbekümmert zu Gitarrenklang ihre Jesus-Lieder sangen. Um sie herum stand ein Häuflein Leute, die andächtig zuhörten.

Da fiel mir ein kleines Erlebnis ein, wie solch ein Lied mich einmal aus der tiefsten Niedergeschlagenheit herausgeholt hat. Obwohl es schon lange zurückliegt, stand die Szene wieder in allen Einzelheiten vor mir:

Ich war damals Hilfsprediger in einem Randbezirk von Bielefeld.

Dort herrschte ein unbeschreiblicher geistlicher Tod.

Aber das Evangelium fing an, seine Kraft zu erweisen. Es regte sich allerlei.

Aber sofort kamen auch die Widerstände. Und gewiss habe ich vieles dumm und verkehrt angefangen. So war ich bald in aufregende Kämpfe verwickelt. Und dabei stand man so allein, so ohne Anleitung und Erfahrung.

Und gerade da, als ich alle Kraft gebraucht hätte, meldete sich meine Kriegsverwundung. Ich bekam entsetzliche Rückenschmerzen. Die wurden allmählich so quälend, dass ich nicht mehr aufrecht gehen konnte. Am besten kam ich noch vorwärts, wenn ich auf meinem Fahrrad saß.

An einem glutheißen, staubigen Sommertag fuhr ich einmal in die Stadt. Das Herz war mir so schwer. In meinem Bezirk hatte